

suchung von Kien Nghi Ha ein überaus kluges Buch vor, dem eine breite, über die Grenzen der Sozial- und Kulturwissenschaft hinausgehende Leserschaft zu wünschen ist.

Wachtberg-Pech

David Johannes Berchem

Irene GÖTZ: Deutsche Identitäten. Die Wiederentdeckung des Nationalen nach 1989 (alltag & kultur 14). Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2011, 386 S., ISBN 978-3-412-20224-8, 49,90 €.

Zunächst reibt man sich fast ungläubig die Augen: In einem Moment, in dem viele Bereiche der geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschungslandschaft ihre Koordinaten auf europäische, transnationale und globale Themen und Problemstellungen ausgerichtet haben, erscheint eine Studie über deutsche Identitäten und die Wiederkehr des Nationalen in Deutschland nach 1989. Dass sich heute einem besonderen Begründungszwang aussetzt, wer über Prozesse und Dynamiken im nationalen Rahmen forscht, ist der Studie deutlich anzumerken. Irene Götz kommt im einführenden, ausführlichen Kapitel ihres Buches (es handelt sich um die aktualisierte und erweiterte Fassung ihrer 2002 an der Humboldt-Universität zu Berlin eingereichten Habilitationsschrift) immer wieder und teils in einer nahezu defensiven Haltung auf diesen Punkt zu sprechen – etwa, wenn sie schreibt, dass die Kritik am „methodologischen Nationalismus“ zwar ihre Berechtigung habe, aber häufig eben doch etwas zu pauschal ausfalle (S. 29). Oder aber, indem sie argumentiert, dass, auch wenn der Nationalstaat seine hergebrachten Funktionen zusehends abgebe, diese Entwicklung in ihrer Bedeutung häufig doch überbetont, wenn nicht sogar „mit postnationalen Visionen herbei- und schöngeredet“ werde (S. 35). Irene Götz kann plausibel machen, dass der Nationalstaat weiterhin und in vielerlei Hinsicht handlungsrelevant ist und dass „Fragen nach der Entwicklung und Bedeutung nationaler Identitäten, nach ihrer geschichtspolitischen Ausgestaltung, ihrer tagespolitisch motivierten und situativen Nutzung wie auch Neukontextualisierung in einem europäischen Rahmen und nicht zuletzt nach ihrer biografischen Verankerung bei den verschiedenen Akteuren [...] weiterhin ihre Berechtigung haben“ (S. 34). Insofern regt der Text ganz nebenbei auch dazu an, über die Frage nachzudenken, ob erprobte Forschungskonzepte und Begriffe möglicherweise mitunter zu vorschnell neueren, zuweilen modischen und kurzlebigen Trends weichen müssen.

Nach diesem einführenden Plädoyer wider die vorschnelle Entsorgung des Nationalen als relevantem Forschungsfeld lässt man sich gerne und neugierig auf die folgenden empirischen Analysen ein. Irene Götz spürt dem Nationalen und den Formen der De- und Renationalisierung im gerade wiedervereinigten Deutschland der 1990er Jahre an zahlreichen und sehr verschiedenen Schauplätzen nach, und sie interessiert sich insbesondere für die „alltägliche[n] Kontexte nationaler Identifizierung“ (S. 34), wie sie beispielsweise in Jubiläumsfeiern und anderen „Festivalisierungen“ des Nationalen, in Mediendiskursen oder in biografischen Erzählungen aufscheinen. Sie präsentiert ein Mosaik aus mikroanalytischen Fallstudien, die auf der Basis verschiedener methodischer Zugänge – Ereignis- und Diskursanalyse, teilnehmende Beobachtung, biografische Interviews – erarbeitet wurden. Die thematischen Felder reichen von medialen Diskursen zu doppelter Staatsbürgerschaft, nationalsozialistischer Vergangenheit oder der Einführung des Euro über die nationalen Inszenierungen bei den jährlichen Feiern am Tag der deutschen Einheit bis hin zu der individuell-biografischen Aneignung (oder Ablehnung) nationaler Identität. Auf diese Weise entsteht ein komplexes Bild der Verhandlung des Nationalen in der Bundesrepublik der 1990er Jahre, das in manchen Facetten heute bereits sehr fern erscheint und fremd geworden ist.

Im Ergebnis ist es kein eindimensionaler Prozess der Nationalisierung, der hier aufgezeigt wird, sondern eine Dynamik, die sich durch wechselseitige und „plurale Formen der Re- und Denationalisierung“ (S. 20) auszeichnet. Es sind gegenläufige Tendenzen, die hier an zahlreichen Beispielen beschrieben und nachgewiesen werden. Sie laufen einerseits in Richtung „Flexibilisierung, Informatisierung und Festivalisierung“ des Nationalen und öffnen sich hin zu europäischen und globalen Horizonten. Andererseits stellt Götz auch Tendenzen der „Renationalisierung, Erstarrung und

Abschließung“ fest (S. 56). Und zwischen diesen sich gegenseitig bedingenden Polen liegt ein weites Feld an Thematisierungen, Inszenierungen und Aneignungen, die nicht auf einen einfachen Nenner zu bringen sind. Interessant ist die Differenz zwischen öffentlicher Inszenierung etwa im Rahmen der Feierlichkeiten am Tag der deutschen Einheit und der biografisch-individuellen Aneignung des Nationalen. Während das Nationale im ersten Kontext popkulturell inszeniert und verspielt-ironisch präsentiert wird, weisen die biografischen Aneignungen stärkere Kontinuitäten zu traditionellen Konzepten von Nation auf. Ungebrochen und ohne Ambivalenzen ist der Umgang mit dem Nationalen jedoch auch auf der individuellen Ebene nicht, sodass man nicht ohne Beruhigung und wieder einmal feststellen darf, dass die Deutschen ihre Lektion in Sachen Nation und Nationalismus gelernt haben – auch wenn hier einschränkend angefügt werden muss, dass Irene Götz den rechten Rand der Gesellschaft nicht in den Blick genommen hat.

Insgesamt ist dieser ethnografische Blick auf das Nationale aufschlussreich und in seinen Ergebnissen interessant. Irene Götz zeigt auf überzeugende Weise, dass diese Perspektive auf das Nationale „in die unmittelbaren Prozesse der Alltagswelt hinein“ (S. 327) tatsächlich eine substanzielle Ergänzung zu thematisch einschlägigen Studien aus den Nachbarfächern darstellt. Das umfangreiche methodische Kapitel, in dem unter anderem der Erkenntniswert von Fallstudien diskutiert wird, wäre in der Druckfassung zumindest in dieser Breite allerdings verzichtbar gewesen. Hinsichtlich dieses Kapitels und auch der zum Teil inhaltlichen Redundanzen ist dem Buch seine Vorgeschichte als Qualifikationsarbeit noch deutlich anzumerken. Davon abgesehen handelt es sich um eine wichtige Studie, die nicht nur denen empfohlen sei, die dem Nationalen nach wie vor Handlungsrelevanz zusprechen.

Konstanz

Birgit Schwelling

Sebastian SCHARTE: Preußisch – deutsch – belgisch. Nationale Erfahrung und Identität. Leben an der deutsch-belgischen Grenze im 19. Jahrhundert (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 115). Waxmann Verlag, Münster/New York/München/Berlin 2010, 242 S., 10 Abb., ISBN 978-3-8309-2406-7; 29,90 €.

Dass man bei banalen Alltagsvergnügungen Erleuchtungen haben kann, überrascht eigentlich nicht, und auch bei Sebastian Scharte stand am Anfang dieser Untersuchung ein simples Fernseherlebnis, nämlich zwei TV-Dokumentationen über das belgisch-deutsche Grenzland, die einen populären Topos bedienten, nämlich dass diese Region ein „Grenzland seit Menschengedenken“ sei. Wie sehr solche Selbstgewissheiten trügen, das hat Sebastian Scharte dann in seiner Dissertation zum Thema gemacht, in der er der ebenso auf der Hand liegenden wie schwierigen und äußerst komplexen Frage nachgeht, wie lernen Menschen eigentlich im 19. Jahrhundert, also dem Jahrhundert der nationalen (Selbst-)Findung nationale Zugehörigkeiten.

Solche Fragen nach Identitätsangeboten und -konstruktionen sind in der gegenwartsorientierten Europäischen Ethnologie an der Tagesordnung – *border identities* –, aber ungleich schwerer sind vergleichbare Themen für historische Gesellschaften zu behandeln, weil historische Quellen zu solchen Alltagserfahrungen und kulturellen Praktiken sehr viel schwerer greifbar sind. So braucht es nicht nur einen Blick für ein spannendes Thema, sondern auch und vor allem ein Gespür für Quellen und die Fähigkeit, sie als Zugang zu historischen Lebenswelten zu nutzen. Genau das ist Sebastian Scharte in seiner Dissertation überzeugend gelungen.

Er steigt in sein Thema mit einer scheinbar marginalen, aber kennzeichnenden Geschichte ein. Es geht um eine Schafferde, die samt Hirten neugeschaffene Grenzverhältnisse im wahrsten Sinne des Wortes der Gewohnheit folgend überschreitet. Hundert Jahre später ist das anders, da ist die Grenze ein Stück Alltagswirklichkeit geworden, auf die die Menschen diesseits und jenseits ihr Handeln und Denken ausrichteten.

Die Quellen, die Sebastian Scharte heranzieht, um diesen Prozess nachzuzeichnen sind ausgesprochen vielfältig und beileibe nicht alle einschlägig, sondern es ist detektivisches Gespür vonnö-